



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas

Pinder, Wilhelm

Leipzig, 1928

Die gruppierende Kraft des Gleichaltrigen

urn:nbn:de:hbz:466:1-41834

synthetisch wieder als das sehen zu können, was er geschichtlich ist: mehr-, nicht eindimensional. Man kann also von der versteckten „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ reden. Und, wiewohl „Zeit“ hier nur vergrößernd historisch gemeint ist, darf man wohl doch daran erinnern, daß der greise Johannes Volkelt, durch ein langes starkes Leben Gleichzeitiger vieler verschiedenalteriger Lebensläufe, Teilnehmer an mehreren „Gegenwarten“, in seinem Spätwerke „Metaphysik und Phänomenologie der Zeit“ die bewußte Paradoxie als notwendig empfand, der Zeit selbst noch eine zweite Dimension zuzuschreiben – auf Grund ihrer umfangenden Fähigkeit.

Die gruppierende Kraft des Gleichaltrigen

Dies Alles gilt schon unter der Voraussetzung, daß keinerlei Gruppierungen nach Geburtsschichten etwa stattfänden, daß überhaupt lauter beziehungslose Einzellebensläufe tumultuarisch durcheinander liefen. Niemals wäre die Strecke, die Linie – immer wäre das Mehrdimensionale, der Würfel, das passende mathematische Bild. Aber freilich: unter dieser Voraussetzung würde das Resultat dieser Überlegung recht verwirrend sein. Sie nähme uns das Recht, etwas anderes als das Chaos selber für das Wirkliche zu halten (einen wirren Inhalt des Zeitwürfels); sie zwänge uns, jeden Deutungsversuch als mindestens unbewußte Totalfälschung, Geschichte als Bild also wirklich als „Sinnggebung an das Sinnlose“, als willkürlich-künstliche Ausstattung des Sinnlosen mit einem uns genehmen Sinn zu begreifen (Theodor Lessing). Zugegeben, daß wir den Trieb zur Sinnggebung haben, weil wir ohne ihn nicht als Menschen leben können. In der Geschichtsbildung spricht am sichersten die produktive Kraft

des Gedächtnisses, das Übertierhafte in uns; Tiere haben keine Geschichte. Aber ist damit bewiesen, daß dieser Trieb ohne jede Entsprechung im Wirklichen in uns hineingebannt ist? Sollten wir nicht umgekehrt gerade aus dieser unabweigbaren Sehnsucht nach Geschichtsverständnis die Existenz der Geschichte erschließen? Ist Sehnsucht nicht ein Beweis, das Korrelat eines wirklichen Zieles, mag dieses auch niemals unmittelbar, sondern nur in Symbolen erreichbar sein? Hier werden die Menschen nach ihren Antworten sich spalten müssen, man wird sie danach unterscheiden können. Wer hier nicht glauben will, kann nicht überzeugt werden. Auch ein Solcher aber wird dem sachlichen Nachweis ordnender Erscheinungen sich nicht verschließen dürfen.

Nun aber haben wir zwei große ordnende Erscheinungen. Die eine von ihnen wird allgemein empfunden, treibt jedoch, allein gesehen, die relative und restlos nicht vermeidbare „Fälschung“ der Geschichte weiter als nötig. Die andere kann – entschließen wir uns nur, sie wirklich zu sehen – uns ein starkes Stück weiterbringen, ja, jene erstere überhaupt erst zugleich begründen und differenzieren.

Zunächst: es gibt Zeitcharaktere. Es gibt sie, obwohl wir ganz selbstverständlich sie im Laufe der Zeiten verschieden ansehen und also eine objektiv allein gültige Ansicht von ihnen nicht erreichen können. Ihr Anblick steht unter perspektivischen Gesetzen – wie auch „Stile“ (die viele ja mit „Zeiten“ zu identifizieren wünschen) zu einem wichtigen Teile Angelegenheiten der Perspektive, also des Betrachterstandpunktes sind. (Wo wir früher Barock sahen, sehen wir heute für weite Strecken Manierismus, und dieser Wandlungsvorgang ist noch keineswegs abgeschlossen.) Perspek-

tive aber – das heißt ja doch nicht, daß das perspektivisch Verschobene nicht existiere! Perspektive – das ist ja doch nur das Erscheinungsgesetz eines Wirklichen für unser Auge: von hier sieht es so, von dort so aus. Seine Existenz wird damit nicht widerlegt, sondern bewiesen. Die klassische Kunst (im Sinne Wölfflins) muß für uns heute anders aussehen, als zu Burckhardts Zeit, weil sich der Betrachterstandpunkt geändert hat. Aber darum hat es sie doch nicht etwa nicht gegeben?

Man ist schon weiter gekommen, wenn man weiß, daß auch Stile keine scharfen chronologischen Grenzen, keine einschichtig ihnen reservierten Zeiten haben; daß sie nicht im Gänsemarsche einander folgen, sondern sich übereinander, gegeneinander schieben, Gesamtstile nicht anders als Persönlichkeitsstile. (Erhart und Gerhart; Erhart ist ja nicht tot, weil Gerhart da ist; sie sind gleichzeitig, nur nicht gleichaltrig.) In Greco und Rubens z. B. sehen wir heute Vertreter zweier überpersönlicher Gesamtstile, des späten (expressiven) Manierismus und des frühen entschiedenen Hochbarocks. Es gibt gleichzeitige Werke von Beiden. Der stilgeschichtliche Schluß, den noch zahlreiche andere Beispiele erzwingen, heißt: in den Jahrzehnten um 1600 beginnt sich gegen den Manierismus der Hochbarock vorzuschieben. Beide Stile sind also damals gleichzeitig (wir werden sehen, daß das Sonderproblem unserer Untersuchung hier schon zur Stelle ist). Diese Anschauung – heute schon unangefochten, während der Gänsemarsch der Stile sich zum untersten Dilettantismus hinabgeflüchtet hat – ist schon ein Gewinn an Mehrdimensionalität des geschichtlichen Zeitdenkens. Aber dazu tritt nun als Zweites, Wirklichkeits-Näheres, der histo-

rischen Lebenslehre unmittelbar Zugängliches die Tatsache der gesetzmäßigen Gruppierung entscheidender Geburten, der entscheidenden Würfe der Natur.

Sie aber ist nun nicht eine Angelegenheit der Perspektive, also des Betrachterstandpunktes. Sie ist eine Tatsache der Biologie, also des zu Betrachtenden, des geschichtlichen Lebens selber. Es ist nicht nur so, daß die Natur sich rhythmische Atempausen zwischen der Erzeugung entscheidender Geister gönnt (sie sind wohl nie ganz restlos, aber von einer relativen Leere); es ist auch noch so, daß der Zeitpunkt der Geburt bestimmte Stimmungen, Grundgefühle, Probleme bedingt. Der Einzelne ist unversetzbar und empfängt sein Lebensproblem von Geburtswegen. Der Einzelne ist aber auch gar nicht so einzeln, als er selber glauben mag – wie sehr auch individueller Schicksalscharakter, Qualität, Intensität, Vitalität den Größten gerade vereinsamen mag. Nähenlage der Geburtszeit bedeutet auch (unbeschadet aller Qualitätsunterschiede) Nähenlage der Probleme, der inneren Ziele. Und diejenigen, bei denen eine Versetzbarkeit dennoch denkbar ist (die Natur ist kein Rechenexempel und überrascht uns mit Katastrophen, mit „Krankheiten“), sind eben dadurch immer tragische Naturen. Leibl war eine solche. Seine Qualen unter dem peinigenden Ideale Holbeins – die Vernichtung des Wildschützenbildes! – verstehen wir erst ganz, wenn wir zugleich verstehen, daß Leibl allerdings ein abnormes Phänomen in seiner Generation war: wohl immer noch zugleich in sie passend durch ausgesprochen reinmale-
rische Anlage (dem Altersgenossen Cézannes, Monets, Renoirs wohl anstehend und natürlich), aber von einem quälenden Durchdringungstrieb, einem verzweifelten Glauben an eine

absolute Malbarkeit des Objektiven, der ihn um Jahrhunderte innerlich auch von seinen Zeitgenossen entfernt, mit dem er aber im 16. Jahrhundert ein ganz großer und – glücklicher Maler gewesen wäre. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein derartiges Phänomen nur in geschichtlicher Spätlage vorkommen kann, aber es kann eben vorkommen. Es für möglich zu halten, bedeutet zugleich den normalen Gegensatz für gegeben anzusehen: Geburtszeit in Harmonie mit der Geschichte, d. h. unter der Bindung der „Generation“.

Wir sind längst in das Gebiet des Bestreitbaren eingetreten. Zwei grundsätzliche Behauptungen stecken in dem bisher Gesagten.

Erstens: Künstler sind normalerweise zeitlich unversetzbar. Das heißt: die Zeit ihrer Geburt bedingt die Entfaltung ihres Wesens, ist sogar mitbedingend für dieses selbst. Das Wesen der Künstler liegt also auch noch darin, wann sie geboren werden. Ihre Probleme werden mit ihnen geboren; sie sind schicksalsbestimmt.

Zweitens: Künstler werden durch diese Tatsache nicht vereinsamt, sondern gruppiert. Es gibt „Generationen“ von normalerweise überwiegend einheitlichem Problemcharakter. Generation ist zwar noch nicht Stil, aber doch ein Stilwert.

Beide Behauptungen – der Tatsachenbeweis ist dem nächsten Kapitel vorbehalten – vereinigen sich zu der übergeordneten: Es gibt einen Rhythmus der Generationen.

Dieser, der neu zu beweisen, tritt zu dem länger anerkannten (wenn auch gewiß hier und da ebenfalls bestrittenen) Rhythmus der Zeiten.